

# MAYA LASKER- WALLFISCH



Insel

Briefe nach Breslau  
Meine Geschichte über  
drei Generationen

insel taschenbuch 4857

Maya Lasker-Wallfisch

Briefe nach Breslau



In Mayas Familie herrscht Schweigen. Über die deutsche Vergangenheit und den Holocaust, den die Mutter in Auschwitz überlebt hat, wird nicht gesprochen. Aber Maya trägt die Verwundungen ihrer Familie weiter. Mit zu langen Nächten, Drogen, Schulden und den falschen Typen treibt sie durch das London der siebziger Jahre.

Um zu überleben, das wird ihr schlagartig klar, muss sie das Schweigen überwinden. Sie beginnt zu schreiben: Briefe nach Breslau an die von den Nazis ermordeten Großeltern. Stück für Stück setzen ihre Worte eine Familie wieder zusammen, erzählen die Geschichte dreier Generationen im Spiegel der größten Katastrophe des 20. Jahrhunderts.

Maya Lasker-Wallfisch, geboren 1958 in London, arbeitet seit mehr als zwanzig Jahren als psychoanalytische Psychotherapeutin. Ihr Schwerpunkt liegt auf der Behandlung von transgenerationalen Traumata. Sie ist die Tochter von Anita Lasker-Wallfisch, gemeinsam kämpfen sie für eine lebendige Erinnerungskultur und gegen Antisemitismus.

MAYA  
LASKER-  
WALLFISCH

MIT TAYLOR DOWNING

# Briefe nach Breslau

Meine Geschichte über drei Generationen

Aus dem Englischen von  
Marieke Heimburger

Insel Verlag

Die Arbeit der Übersetzerin wurde mit einem  
Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Alle Abbildungen stammen aus dem Privatarhiv der Autorin.

Erste Auflage 2021

insel taschenbuch 4857

© Insel Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt  
oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68157-1

# Inhalt

1

Sprache 9

2

Aufruhr 25

3

Verlust 55

4

Genesung 79

5

Jüdisches Leben 105

6

Mutterschaft 129

7

Auschwitz 151

8

Unabhängigkeit 181

9

Entscheidungen 197

10

Freiheit 225

Nachwort 251

*Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler,  
die der einzelne Mensch hinterlassen kann.*

Johann Wolfgang von Goethe

Für meine Großeltern,  
Alfons und Edith,  
und für meine Mutter, Anita,  
sowie für meine Tanten Renate und Marianne –  
die Laskers aus Breslau



# 1

## Sprache

In meinem Elternhaus wurden zwei Sprachen gesprochen: Musik und Deutsch. Ich beherrschte keine von beiden. Damit fing das Problem an.

Meine Eltern waren beide Berufsmusiker. Jeden Tag stieg mein Vater in unserer winzigen Wohnung hinauf ins Dachzimmer, um Klavier zu üben. Es war verboten, ihn dabei zu stören. Mindestens acht Stunden übte er jeden Tag. Dank seiner eisernen Disziplin wich er kein einziges Mal von dieser Routine ab. Durch die ganze Wohnung konnte man ihn spielen hören. Auch meine Mutter spielte mehrere Stunden am Tag Cello, jedoch nicht zu Hause. Sie probte mit dem English Chamber Orchestra, dessen Gründungsmitglied sie war, oder trat mit ihm auf. Wenn sie zu Hause war, stand ihr Cello in der Wohnzimmerecke wie ein Aktenkoffer. Sie nahm es und ging fast jeden Tag damit zur Arbeit. Wenn *sie* nicht spielte, war mein älterer Bruder Raphael dran. Auch er spielte wunderschön Cello. Er hatte Glück und großes Talent. Er sprach die Sprache meiner Eltern.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist die an meine Mutter, wie sie in unser großes (so kam es mir damals vor) schwarzes Bakelit-Telefon spricht. Auch nach fast fünfundsünfzig Jahren habe ich unsere Telefonnummer sicher im Gedächtnis. »Kann ich Maya mitbringen?«, fragte meine Mutter ihren Gesprächs-

partner – vermutlich den Dirigenten, der an jenem Tag die Probe mit dem Orchester leitete. Ich wurde mitgenommen, auf einen Stuhl gesetzt und angewiesen, still zu sein. Der Raum füllte sich mit Musik, zu der ich keinerlei Verbindung spürte. Bereits mehr als einmal war ich dafür verantwortlich gewesen, dass eine Aufnahme mit Barenboim durch das Zerreißen eines Stücks Papier ruiniert wurde – ich hatte die rote Lampe ignoriert, die anzeigte, dass aufgenommen wurde. Kein Wunder, dass ich mich nie willkommen fühlte. Ich wünschte mir immer so sehr, meine Mutter könnte sein wie andere Mütter – zu Hause, wo sie mit mir und meinem Bruder spielt. Als ich etwas älter wurde, musste ich mir meinen Freunden gegenüber irgendeine Erklärung ausdenken, wenn sie fragten, warum meine Mutter sich die Telefonnummer auf den Arm geschrieben hatte. Anders zu sein ist ganz klar ein Nachteil für ein Kind.

Ich verinnerlichte schon bald, dass alles Deutsche schlecht war. Zum Beispiel wurde mir gesagt, dass deutsche Autos nichts taugten. Wenn meine Mutter im Bus oder in der U-Bahn andere Fahrgäste unerwartet Deutsch sprechen hörte, verdüsterte sich ihre Laune sofort, und sie wurde unruhig und argwöhnisch. Doch meine Eltern sprachen auch deutsch miteinander. Sehr vertraut und innig. Wie sollte ich daraus schlau werden? Ich konnte an ihren Gesprächen nicht teilnehmen. Ich verstand nicht, was los war, und so wuchs ich in einem Zustand permanenter Verwirrung auf. In meinem Leben fühlte sich nichts sicher an, ohne dass ich je verstanden hätte, warum.

Meine Mutter, Anita Lasker-Wallfisch, wuchs als die jüngste von drei Schwestern in Breslau auf. Sie war Cellistin im berühmten Mädchenorchester von Auschwitz, das jeden Morgen am Lagertor spielte, wenn die abgezehrten Zwangsarbeiter sich auf den Weg in die nahe gelegenen Fabriken machten. Das Orchester spielte auch abends, wenn die erschöpften Männer und Frauen

ins Lager zurückkehrten, und hin und wieder trat es vor der SS auf. Es war die Musik, die meine Mutter am Leben hielt. Ohne die Musik wäre sie wahrscheinlich zusammen mit über einer Million anderen Menschen in dem Todeslager umgekommen. Als Cellistin im Orchester gehörte sie zu einer Gruppe, deren Mitglieder verschont blieben, solange die SS nach Musik verlangte.

Die Nazis verließen Auschwitz, als die Rote Armee sich näherte, und meine Mutter wurde im Oktober 1944 ins Konzentrationslager Bergen-Belsen überführt. Dort wurde sie, halb verhungert und sterbenskrank, in den letzten Kriegswochen von den britischen Truppen befreit. Sie erholte sich schnell, und als sie schließlich in der Lage war, Deutschland zu verlassen, beschloss sie, nach Großbritannien zu emigrieren.

Sie erreichte London im März 1946 und fing an, sich ein neues Leben aufzubauen. Nach ein paar Jahren begegnete sie meinem Vater wieder, Peter Wallfisch. Die beiden kannten sich aus ihrer Schulzeit in Breslau. Er hatte den Krieg in Palästina verbracht. 1952 heirateten sie. Das Leben war nicht leicht für zwei vermarmte klassische Musiker. Mein Vater war Künstler und spielte in ganz Europa und dem Rest der Welt. Meine Mutter war die Ernährerin, die Musikerin, die jeden Tag zur Arbeit ging. Sie zogen in eine kleine Wohnung in der Nähe der Portobello Road, damals ein armer, heruntergekommener Stadtteil Londons. Heute ist er gentrifiziert und todschick. Aber in den 1950ern wohnten wir über einer schwarzen Familie im Erdgeschoss und anderen Einwanderern im ersten Stock. Damals gab es noch keine Political Correctness. In manchen Mietshäusern hingen Schilder mit der Aufschrift »Keine Schwarzen. Keine Hunde. Keine Iren.« Unsere Vermieter waren anders. Wir bewohnten die beiden obersten Stockwerke. Mein Bruder Raphael wurde 1953 geboren, ich fünf Jahre später.

Allen Kindern sind ihre Eltern peinlich. Mir waren meine aber ganz besonders peinlich. Bei uns zu Hause war nichts so wie bei den anderen Kindern. Bei denen gab es Weißbrot in Scheiben, Butter, Marmelade und Kuchen. Bei uns gab es Schwarzbrot, Salami und stinkenden Käse. Bei meinen Freunden gab es abends etwas Warmes. Bei uns gab es Abendbrot. Und nur hin und wieder, manchmal am Wochenende, bekamen wir Nachtschinken, in der Regel Joghurt. Das war in den 1960ern sehr exotisch. Seltsame Aromen waberten durch unsere Wohnung, und ich kann mich noch gut erinnern, wie jeder Gast angewidert das Gesicht verzog.

Mir wurde erzählt, mein erstes Wort sei »mehr« gewesen. Offenbar war nie genug da. Nicht genug zu essen, nicht genug Zeit mit unserer Mutter. Ich weiß noch, wie mir immer gesagt wurde: »Du brauchst nicht mehr, du hattest schon genug.« Mir aber kam es vor, als bekäme ich von allem zu wenig. Ich wurde überwiegend – ein dickes kleines, sich selbst verletzendes Mädchen, das in einer merkwürdigen Familie aufwuchs. Ich konnte meine Gefühle nicht rational erklären, weil mir die Wörter dafür fehlten. Ich wurde nach und nach ängstlicher und schrecklich unglücklich. Ich befand mich bereits auf dem Weg, der meine frühen Jahre prägen sollte.

Ich bin überzeugt, dass meine Mutter ihr Bestes getan hat. Sie war ganz bestimmt keine schlechte Mutter im landläufigen Sinn. Sie war sechzehn gewesen, als sie selbst ihre Mutter verlor, und sie verbrachte mehrere Jahre im Gefängnis, in Auschwitz und in Bergen-Belsen, sie hatte viel Lebenszeit verloren und viel nachzuholen. Sie hatte, um zu überleben, auf eine normale Gefühlswelt verzichtet. Da die Musik ihr höchstwahrscheinlich das Leben gerettet hatte, wurde sie ihre große Liebe. Sie gab alles, um gut zu spielen. Die Musik entzog sie uns nicht nur an vielen langen Arbeitstagen, sondern auch häufig, wenn das English Chamber

Orchestra auf Tournee ging, dann war sie oft wochen-, manchmal gar monatelang weg.

Wenn sie mit dem Kammerorchester unterwegs war, wurde ich weggeschickt. Zu Hause benahm ich mich oft nicht gut, ich bekam Ärger, und mein Vater kam alleine nicht mit mir zurecht. Ich wurde an alle möglichen Orte verfrachtet, die meisten gefielen mir nicht. Manchmal wohnte ich ein paar Tage bei Freunden. Wenn es länger dauerte, kam ich ins Ferienlager. Da gab es Pferde, und alle dachten, ich würde das mögen, tat ich aber nicht. Ich hatte immer das Gefühl, nur geduldet zu sein und mich einschmeicheln zu müssen. Immer wieder schrieb ich meinen Eltern: »Bitte kommt und holt mich ... aber noch nicht jetzt gleich, das Essen hier schmeckt mir nämlich gut!«

Wir hatten damals eine Putzfrau, die regelmäßig unsere Wohnung saubermachte. Wir nannten sie »Icky«. Manchmal sprang sie auch als Babysitterin ein, und ich freute mich immer sehr auf das von ihr servierte Abendessen: Fischstäbchen und Baked Beans. Das war die schlichte englische Kost, nach der ich mich als Kind sehnte. Icky war vermutlich der unkomplizierteste Mensch, der mir in meinen ersten zehn Lebensjahren begegnet ist. Sie war ein seltener Vogel. Sie lebte in noch einfacheren Verhältnissen als wir, und doch fand ich meine gelegentlichen Besuche in ihrer Sozialwohnung wahnsinnig aufregend. Sie war eine waschechte Cockney, eine Spezies, die im London der 1960er Jahre immer seltener anzutreffen war.

Während der Grundschulzeit entwickelte ich schnell Strategien, um mich bei anderen Kindern beliebt zu machen. Das war notwendig für mein Überleben. Ich kaufte Süßigkeiten und verteilte sie. Da stand ich dann immer hoch im Kurs. Aber das kostete Geld. Also stahl ich Geld, um Süßigkeiten zu kaufen, mit denen ich Freunde kaufte. Normalerweise stahl ich aus der Handtasche meiner Mutter. Anfangs nur ein paar Pennys. Aber ich wurde

immer kühner und nahm immer größere Beträge. Ich wusste, dass ich irgendwann auffliegen würde, und trotzdem machte ich weiter. Und natürlich flog ich auf, als ich einen Zehn-Schilling-Schein klaute (heute 50 Pence). Meine Mutter sagte: »Wenn du zugibst, dass du das Geld gestohlen hast und mir die Wahrheit sagst, dann können wir die zehn Schilling zusammen ausgeben.« Ich kann mich nicht erinnern, ob ich es zugab oder nicht.

Als ich mit elf auf die weiterführende Schule kam, wohnten wir in einem anderen Stadtteil Londons, in Willesden. Der Umzug wurde als Aufstieg betrachtet. Immerhin bedeutete er, dass mein Zimmer nicht mehr auch als Esszimmer erhalten musste. Allerdings gab es ein Problem mit der Schulbehörde, es standen nämlich nicht genügend Plätze in den Schulen im Viertel zur Verfügung, und außerdem waren meine Schulunterlagen abhandengekommen. Infolgedessen landete ich in einer Schule, die ich furchtbar fand. Ich wurde gemobbt und verprügelt, weil ich das einzige weiße jüdische Mädchen an der Schule war. Ich geriet vom Regen in die Traufe.

In all den Jahren hatte ich keine Ahnung, was meine Mutter im Krieg durchgemacht hatte. Zuhause wurde nie über die Lager gesprochen, nicht über Auschwitz und nicht über Bergen-Belsen, und auch nicht darüber, was mit meinen Großeltern passiert war. Ich hatte ansatzweise etwas über den Holocaust gehört, aber keine genaue Vorstellung davon, wie die Nazis vorgegangen waren bei ihrer »Endlösung der Judenfrage in Europa«. Das Thema stand in den späten 1960er Jahren nicht auf dem Lehrplan britischer Schulen, und auch im Fernsehen wurden keine Geschichten über den Holocaust gezeigt. Und zu Hause herrschte Schweigen. Meine Mutter schrieb viel später, dass sie und ihre Schwester, als sie 1946 nach Großbritannien kamen, gerne erzählt hätten, was sie alles durchgemacht hatten. Dass sie aber niemand fragte. Ihre Antworten hätten zu sehr wehgetan, denn das von ihnen über-

lebte Grauen übertraf alles, was man sich vorzustellen wagte. Die Menschen wollten es lieber gar nicht hören. Meine Mutter wusste, dass ihre Erlebnisse aus Auschwitz und Bergen-Belsen immer noch in ihr steckten. Diese Erfahrungen waren zu einem wesentlichen Bestandteil ihrer Persönlichkeit geworden. Doch sie verschloss sich und sprach nie darüber.

Ich muss dreizehn gewesen sein, als ich bei uns zu Hause nach Zigaretten suchte. Ich durchwühlte damals mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Wohnung, und ich dachte, meine Mutter hätte in einem bestimmten Schrank im Flur vielleicht eine Schachtel versteckt. Ich wusste, dass das Fach in dem Sideboard für mich tabu war, aber ich brauchte dringend eine Kippe. Also schob ich die Türen auf und wühlte herum. Zigaretten fand ich keine, aber dafür eine Mappe. Mir war klar, dass es sich um etwas Persönliches von meiner Mutter handelte, aber ich schlug sie trotzdem auf. Ich fand Fotos von aufgetürmten Leichen. Von Bulldozern, die sie in eine riesige Grube schoben. Unzählige, meist nackte Körper vor Holzbaracken. Ich hatte keine Ahnung, was das war, worum es da ging. Ich wusste nichts von der Befreiung Bergen-Belsens durch britische Truppen und der Entdeckung Tausender von toten oder halbtoten Häftlingen ... und dann war da dieses Foto von einem Mädchen, das meiner Mutter sehr ähnlich sah. Die Bilder waren schrecklich. Ich war dreizehn und verstand überhaupt nichts. Warum hob meine Mutter solche Fotos auf? Warum versteckte sie sie? Was hatte das zu bedeuten? Ich wusste, dass ich in dem Schrank nichts zu suchen hatte. Ich legte die Fotos zurück in die Mappe und schloss die Türen. Ich habe meine Mutter nie gefragt, was das war und was es zu bedeuten hatte. Und ich war verwirrt, weil ich ein schlechtes Gewissen hatte – war es falsch gewesen, nach Zigaretten zu suchen, oder war es falsch gewesen, in die versteckte Mappe zu schauen? Meine Mutter kam nicht dahinter, dass ich die Fotos gesehen hatte. Das Schweigen hielt an.

Vor nicht allzu langer Zeit sagte meine Mutter, sie habe Raphael und mich in einer »normalen« Atmosphäre großziehen wollen. »Normal« ist eins ihrer Lieblingswörter. Aber wie kann ein Zuhause, wie kann eine Familie normal sein, wenn ein Elternteil ein solches Trauma durchlitten hat wie meine Mutter? Sie wollte uns zum Beispiel nie von unseren Großeltern erzählen. Haben wir nach ihnen gefragt? Ich glaube nicht, seltsamerweise. Bei uns zu Hause standen schöne Fotos von ihnen herum, sie sahen wirklich gut aus. Aber meine Mutter wollte uns nicht beunruhigen, sie wollte uns keine Albträume bescheren, indem sie uns erzählte, dass die beiden zu Tode gefoltert worden waren und in einem Massengrab lagen. Da ich nichts über das frühere Leben meiner Mutter wusste oder darüber, wie die Nazis ihre Eltern verhaftet und verschleppt hatten, wusste ich auch nicht, was ich fragen sollte. Das Schweigen setzte sich durch meine gesamte Kindheit hindurch fort. Es sollte fast vierzig Jahre dauern, bis meine Mutter tapfer begann, ihre Erinnerungen an all das aufzuschreiben, was sie durchgemacht hatte. Das war in den 1980er Jahren. Nach vielen Jahren lag das Ergebnis vor, ein Manuskript mit dem Titel *Meine Geschichte*, das sie Raphael und mir 1988 zu Weihnachten schenkte. Es war ein merkwürdiges Geschenk. Keins, das auf meinem Wunschzettel gestanden hatte. Es wurde die Grundlage für ihr späteres Buch *Ihr sollt die Wahrheit erben*.

Die Grundschule war für mich im Großen und Ganzen ein sicherer Ort gewesen. Ich schlug mich ganz gut und benahm mich nur leicht daneben. Interessant ist, dass sie der erste Ort war, an dem ich mich sicher gefühlt habe. Nach dem Ende der Grundschulzeit und dem Wechsel auf eine weiterführende Schule verlor ich zunehmend die Kontrolle.

Immer wieder wechselte ich die Schule. Diese mangelnde Kontinuität in meiner Schullaufbahn beeinträchtigte meine Lernfähigkeit, bedeutete aber auch, dass ich nie richtig Teil einer

Gruppe wurde. Ich wurde gebeten, die Gesamtschule Holland Park zu verlassen, nachdem ich zu oft geschwänzt hatte, und die Schulleiterin empfahl grundsätzlich eine kleinere Schule für mich. Damals galt Holland Park als eine der progressivsten Einrichtungen in London, aber sie war nicht progressiv genug, um eine notorische Schulschwänzerin zu tolerieren. Ich leistete gegen alles und jeden Widerstand, und nachdem ich sämtliche Versuche der Leitung, mich doch noch zu halten, ausgereizt hatte, wurde ich von der Schule verwiesen. Als ich vierzehn war, landete ich bei einer Privatpaukerei in Kensington. Diese vier, fünf verstaubten Zimmer unter dem Dach eines vierstöckigen Stadthauses konnten kaum als Schule bezeichnet werden. Dort war ich in meinem Element. Wie waren nur zu viert in einer Klasse, zwei Adlige, eine Französin und ich. Ich fing an, mich grell und auffällig zu kleiden. Ich tauchte immer mehr ab in die Welt der Rockmusik. Es waren die frühen Siebzigerjahre. Wishbone Ash, Emerson, Lake and Palmer, Led Zeppelin und The Doors waren meine Lieblingsbands. Zum Verdruss meiner Eltern hörte ich diese Musik immer schön laut in meinem Zimmer. Ich war auch fast die ganze Zeit bekifft. Mum und Dad schämten sich für mich. Meine Reise in die Welt der Drogen hatte begonnen. Erst nahm ich frei verkäufliche Aufputschmittel. Dann fing ich an, Hasch zu rauchen. Dann ging ich über zu Halluzinogenen wie LSD. »Acid« und seine Wirkung, den Kontrollverlust, mochte ich eigentlich gar nicht besonders. Aber ich nahm es trotzdem. Drogen gaben mir ein Gefühl von Identität. Ich fing an, unter Freunden zu dealen. Ich hatte wahnsinnig viel Unterricht versäumt und ging mit sechzehn und einem so schlechten Zeugnis von der Schule ab, wie es in Großbritannien seinerzeit gerade noch möglich war.

Mein Vater hegte zwei große Leidenschaften. Klavier und Katzen. Katzen sollten unsere einzige Verbindung sein, sie waren seine

alleinige Möglichkeit, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Seinen Schülerinnen und Schülern gegenüber empfand ich Neid. Zu ihnen war er großzügig, oft dehnte er die geplante eine Stunde Unterricht auf drei Stunden aus. Ich befand mich häufig im Nachbarzimmer, wenn eine Musikstunde endlich abgeschlossen wurde, und konnte sehen, wie mein Vater seine Schüler anlächelte, sie lobte und ihnen gratulierte. Ich sehnte mich so sehr nach dieser Art von Anerkennung. Doch sobald die Schüler weg waren, verschwand mein Vater schnell wieder in sein Musikzimmer, schloss die doppelte Flügeltür hinter sich und übte selbst weiter.

Jedes Jahr gab mein Vater ein Konzert in der Wigmore Hall, einem Konzertsaal mitten in London. In dem Zusammenhang kam mir öfter die Aufgabe zu, im Foyer Programmhefte zu verteilen. Das waren die Gelegenheiten, bei denen ich das Gefühl hatte, wirklich seine Tochter zu sein, und ich schaffte es, zu tun, was von mir erwartet wurde. Er pflegte ein Ritual vor einem Konzert oder einer Aufnahme, in dessen Verlauf er mich sehr ernst fragte: »Wie werde ich heute spielen?« – als hätte ich einen Einfluss darauf. Meist antwortete ich das, was er hören wollte, aber einmal tat ich das nicht und plagte mich dann mit einem entsetzlich schlechten Gewissen, weil ich fürchtete, dafür verantwortlich zu sein, wenn er auch nur einen falschen Ton spielte. Ich hatte so gut wie immer das Gefühl, an allem schuld zu sein, und entwickelte ein derart schlechtes Benehmen, dass ich irgendwann zumindest wusste, warum mein Vater mich nicht mochte.

Mein Vater war nicht mit vielen lebenspraktischen Fähigkeiten ausgestattet, weshalb er sehr stark auf meine Mutter angewiesen war. Ich glaube, er empfand die Welt stets als fremd und beängstigend, und ich glaube nicht, dass er sich je an die britische Kultur gewöhnt hat. Er hasste es, sich ständig überall einschmeicheln zu müssen, was aber erforderlich war, um als Musiker Erfolg zu haben, und er litt darunter. Ich glaube, dass er eine Heidenangst

davor hatte, abgewiesen zu werden. Verachtung und Kritik waren seine Schutzmechanismen. Im Grunde seines Herzens war er kein glücklicher Mann.

Sein Leben kreiste darum, Konzertpianist zu sein, und darum ließ er sich so wenig wie möglich auf die Welt ein. Er erfreute sich an unkomplizierten Ritualen wie dem Abschicken eines Briefes oder einem Gang zum Feinkostgeschäft um die Ecke. Den Rest überließ er meiner Mutter. Immer wenn er von einem seiner Ausflüge zurückkehrte, führte er meiner Mutter stolz seine Einkäufe vor und forderte erst sie und dann mich auf zu raten, was das alles gekostet hatte. Dieses Ratespiel wurde zum Sinnbild für seine tiefe Missbilligung der Ausgaben aller anderen. Niemand konnte sich je über ein Schnäppchen freuen, weil es in seinen Augen niemals billig genug gewesen war. Ich glaube nicht, dass mein Vater sich in seinem Leben viel gegönnt hat, und darum hatte er auch keinerlei Verständnis für die Bedürfnisse anderer.

Was auch immer mit ihm nicht stimmte, ich verinnerlichte es irgendwie, und während er stillschweigend Abneigung gegen mich hegte, rebellierte ich lautstark. Was zu vielen kritischen Blicken führte. Bestraft wurde ich auf unterschiedliche Weise. Er schrie und funkelte mich böse an, und da ich kein eigenes Zimmer hatte, in das er mich schicken konnte, verbannte er mich manchmal in sein Musikzimmer unter dem Dach. Auf dem Weg dorthin kam ich am oberen Ende der Treppe an einer Ecke vorbei, die mit einem Vorhang abgetrennt war. Mein Bruder hatte mich immer geärgert, indem er behauptete, hinter dem Vorhang würden sich Monster verstecken, und ich glaubte ihm. Ich wusste, dass irgendwo Monster lauerten.

Ich kann mich erinnern, dass ich einmal während einer dieser »Auszeiten« in seinem Zimmer wütend auf allen möglichen Notenblättern herumgekritzelt habe. Das kam gar nicht gut an. »Du bist unmöglich, Maya, dermaßen renitent!« Mein Bruder